



Eine Geisterstimme zum Weltkrieg.

Das Vermächtnis eines vergessenen Dichters.

Von Dr. Wilhelm Greiner.

IV.



Wunden des Krieges. Wunden werden geschlagen in diesem gewaltigsten aller Kriege! Wunden draußen im Mordgewühl des Kampfes, — Wunden daheim im stillen Häuschen der Eltern, im Kämmerlein der Braut, im todesbanger Herzen des sehnenenden Weibes und in den betauten Hyazinthenaugen der Kinder, die es nicht glauben wollen, daß der Vater niemals wiederkehrt. Wunden, so groß und unfassbar, daß vor dem Anblick ihrer ganzen Wucht und Größe die zitternde Seele niederbrechen muß.

Ein Kreuz ist allen aufgerichtet, und seine Träger sind sie alle, — nicht nur die viel zu Wenigen, denen es sichtbar in Eisen und Silber zum heiligen Angedenken an die furchtbarsten und gewaltigsten Stunden ihres Lebens an die Brust geheftet ist! — Eine Blume blüht in deutschen Gärten, — so spricht unser Dichter, — eine Blume, in der das sinnende Volk die rührende Verkörperung der Leiden und Schmerzen den Heilands sieht, — die Passionsblume. Ihre Blattspitzen sind die Dornenkrone, ihr Hut der Schwamm voll Galle, ihre buntgefleckten Fasern die Ruten und andere Teile die Nägel, die Lanze und die Geißelsäule — nur das Kreuz fehlt in diesem lieblichen Gleichnis. Der Blume gleicht das deutsche Volk, denn alle Marterwerkzeuge des Herrn werden auch ihm auferlegt, — aber es hat auch das Kreuz nicht vergessen, — nein zum schönsten und heiligsten Symbol all der still und tapfer getragenen Leiden und Wunden hat es sich selbst das Kreuz angehängt — nämlich das eiserne. —

Im Anblick der majestätischen Größe des Leidens, das über das ganze Volk hereingebrochen ist, glaubt der Einzelne wohl unterinken zu müssen in dem ungeheuren, unentrinnbaren Strom. Zu keiner Zeit glaubt der bangende Mensch so wenig daran, daß die furchtbare Macht, die das Schicksal und die Welt regiert, sich seines armen Daseins noch erinnern kann, gerade ihn beschützen wird. Ein jeder fühlt sich mehr denn je verschlungen in das allgemeine

Unglück, mit tausend anderen erbarmungslos zermalmt zu werden. Gemach! spricht wieder unser Seelenkinder, — treffen die Wunden nicht nur Tausende unter Millionen? Stürzen die wütenden Wellen im Meer über das Häuschen am Ufer? Brechen sie sich nicht an den stahlharten Felsenklippen? Geht nicht die Sonne mit dem Wanderer im dunkeln Wald von Gipfel zu Gipfel und eilt seinen kleinen Schritten nach? — Umgekehrt wie die meisten Menschen meinen, muß man auch in schicksalschweren Zeiten schließen: erst die Gewißheit, daß über jedem Einzelleben eine weise Vorsehung waltet, gibt uns die Erkenntnis, daß eine Vorsehung auch das allgemeine Leben der Völker und die Weltgeschichte beherrsche. Denn aus den Lebensbedürfnissen der Einzelnen entstehen erst die tiefgegründeten Daseinsbedingungen der Völker, und aus deren Wettstreit ringen sich naturnotwendig die Kämpfe und Kriege hervor, wie das Streiten und Ringen, das durch die ganze unabsehbare Reihe organischer Wesen von dem Wurm im Staube bis zu den Adlern unter dem Himmel geht. Wenn die Zeit gekommen ist, dann rufen die Völker sich selbst zum Kampfe auf, wie die Glocken von selber läuten, wenn die Erde bebt, und die Fürsten steigen herab von den Thronen in die Kämpferreihen ihres Volkes, wie der Reiche beim Erdbeben aus seinem Palaste flieht und in die Hütte des Armen eilt. Thronen und Gräber aber werden die Traualtäre, an denen im höchsten sittlichen Bewußtsein unerschütterlichen Rechtes die Freiheit mit dem Siege sich vermählt.

Doch freilich, — welches Dichters Wort vermöchte ganz die Tiefe der Wehmut auszuschöpfen, die der liebenden Menschen Herzen ergreift, wenn die Abschiedsstunde schlägt und der Sohn, der Gatte, der Vater oder Bräutigam sich losreißen muß von allem, was ihm teuer und lieb auf Erden ist. In keiner Stunde aller Leiden und Nöte treffen so hart und tief einschneidend die Gegensätze aufeinander: die ganze Fülle der Liebe, die schöne Gewohnheit des Lebens, die Traulichkeit des stillen Heims erfüllen noch einmal das liebende Herz, und wie ein jäher Abgrund liegt die Aussicht auf furchtbare Entbehrungen und übermenschliche Anstrengungen daneben, das Schlachtfeld blitzt schon herüber, der Donner der Kanonen grollt in der Ferne, und wie ein Schwert schneidet der Gedanke allen durchs Herz: vielleicht auf Nimmerwiedersehn! Die Überwindung dieser Stunde erfordert wohl die höchste sittliche Kraft und packt den Menschen vielleicht tiefer und schmerzenvoller als die tausendfältige Gefahr im wütendsten Schlachtensturm. Das wissen sie alle wohl, die hinausgezogen sind, und Tausende haben sich schon beim Aufmarsch im Feindesland den schnell und unbewußt entstandenen Reim zugerufen:

Wer Weib und Kind verläßt,
Steht auch im Kampfe fest!

Rührend spiegeln sich die Empfindungen dieser Stunde bei unserem Herzenskennner in einem Briefe wieder, den die Gattin eines Obersten an ihre Freundin schreibt, als ihr Gatte hinausziehen muß in den Freiheitskampf: „Jezzo sei du die meinige mir noch mehr, damit ich vergesse, was ich entbehre. Der Krieg hat meinen Thorismund in seinen Sturm gezogen; er muß mitstürmen und viel-

leicht mitfallen. Doch kein Wort weiter davon! Wär's denn ehrenvoll zu jammern, wenn ein Mann, der lange den Kriegstitel trug, endlich zu den Taten seines Namens berufen wird, wenn er in einem Tag halten soll, was er jahrelang versprochen hat? Aufrichtig! Hier spricht freilich mehr er durch mich als ich selber. Er konnte dem Befehle nach nicht eine Minute länger zaudern, als bis in die Nacht am Geburtstage unserer Zwillinge, welche er so unbeschreiblich liebt. Das Anschauen der schönsten Liebe ist jedem, wie viel mehr einer Mutter, das des Kinder-Liebens. Nur hier allein gibt es keinen eifersüchtigen Neid, und so wenig, als wenn ein Mensch die Blumen und Sterne liebt; liebe nur, sagt die Mutter, unsere Kinder, und ich liebe dich mehr; dein Herz verteilt sich nicht, es vergrößert sich nur. Und so ist's schön, im Vater die Kinder zu lieben und in den Kindern den Vater, und ist schön, das All der Liebe im Kleinen zu haben und durch keine Umarmung eine dritte auszuschließen. Es rührte mich allezeit, wenn mein Thorismund, der sonst den Kommandostab nicht eben sanft handhabt, gerade gegen meine Schäfchen ein Lamm war; er hatte die Regel, — welche ich gewiß in seiner Abwesenheit eifriger befolge als in seiner Nähe, — nur sanft eine Bitte abzuschlagen (— warum soll man, sagte er, das Harte noch durch das Harte vermehren?); hingegen Gebote und Verbote für eine ferne Zukunft sprach er sehr stark aus. — „Was machst du“, sagte er zu Julius, „wenn ich totgeschossen werde?“ — „Ich ziehe“, sagte der Junge, „deinen Degen und haue wohl zwei oder drei tot“. — „Du bist aber doch nicht bei mir?“ — „Nun, so nehme ich den Spiz und springe mit ihm zum Fenster hinunter, dann sind wir beide tot und dann bei dir!“ — — Noch in der Nacht der Abreise trat mein Thorismund vor die schlafenden Kinder, aber nicht, um sie zum Abschiede zu wecken, sondern um ihre schönsten Abbilder in die Seele aufzunehmen; denn ist schon ein schlafender Erwachsener schön und wie ein Toter geheiligt, so noch mehr ein Kind im Schlummer: ein schlafendes ist ein doppeltes Kind. Diese Blüte einer Lebenswelt ist eine geschlossene Blütenknospe! Das unschuldige Angesicht ruht verklärt, ohne die Narben der Jahre, ohne die Feuermäler der Leidenschaften, ohne die Brandmale der Sünde. Daher man nur von Kindern, die im Schlummer lächeln, glauben konnte, daß mit ihnen Engel spielen. Wie mögen oft diese stillen Blicke vor dem armen Krieger und Vater auf dem Schlachtfelde des Mords unter den Verzerrungen wie ferne Sternbilder schweben!

Vergiß das lange Sprechen von meinen Kindern; ich will darüber den Edeln ein wenig zu vergessen suchen, um die lange, noch ungemessene Zeit seiner Unsichtbarkeit auszudauern. Eine harte Zeit, deren Stundenräder die Brust langsam rädern, bis wohl gar irgend eine Todesnachricht den Todesstoß gibt! — Ach, so ist das Leben! Denn Lieben ist Leiden; jeder Mensch mehr, den du liebst, droht dir seine Wunden an, und wie sehr du auch dich selbst gegen das eigene Schicksal bewaffnest, so wird gleichwohl der Pfeil, der auf eine geliebte Brust abfuhr, auf deine zurückprallen. Aber wir wollen doch lieben und leiden; Euch alle hätte ich doch geliebt, wäre mir auch vom Schicksal verkündigt worden: morgen sind sie alle verschwunden. Ich hätte sie doch geliebt!“

So manche Bemerkung aus der Trennungszeit dieser jungen Frau von ihrem Gatten ist so recht auch für unsere Zeit zutreffend, so zum Beispiel, wenn die Briefe des geliebten Mannes ihr doch nur einen halben Trost gewähren können, weil sie doch nur Gewißheit über die Vergangenheit geben, während unterdessen schon das Schlimmste geschehen sein kann. Auch ihr Schicksal wiederholt sich heute vielleicht mannigfach: sie kann zwar ihren Gatten nach dem Kriege wieder in die Arme schließen, aber der einzige Sohn ist ihr unterdessen durch einen Unfall entrisen worden. —

Ein Bild voll eigenartiger Poesie ersteht aus den Wechselfällen des Krieges ein ander Mal unter dem Zauberstabe des Dichters: Die Heimkehr eines siegreichen jungen Helden in die Vaterstadt, die er gänzlich verlassen wiederfindet. Wie hat sich der tapfere Kämpfer gefreut, nach all den schrecklichen Mühen und Schlachten im Eichenranze des Sieges heimkehren und seiner geliebten jungen Braut Hand und Herz und Ruhm heimbringen zu können. Gerade am Neujahrstage kommt er zurück. Wie soll das neue Jahr ganz anders werden als das vergangene! Schon blinken ihm die Türme der lieblich gelegenen Stadt im vertrauten Thal entgegen, — schon tritt er durch das alte Thor hinein, — aber siehe da, was findet er? Alles still, — verlassen, öde und leer! Die Furcht vor dem andringenden Feinde hatte jedes Menschenleben hinausgeschleucht, nur da und dort in einem Winkel klagt der ersterbende Lebenston eines hungernden, verendenden Tieres. Nichts regt sich unter den offenen Toren und in den dunkelnden Gassen, der Mondschein wirft ein gespenstisches Licht auf die ragenden Türme, deren abgelaufene, stillstehende Uhren und Zeiger ihm wie ernste Grabmäler vorkommen. Nur die Windfahnen knarren, und die Brunnen plätschern. Er beobachtet, wie alle frischen Fußspuren im Schnee nach einem einzigen Tore führen, durch das die überstürzte Flucht gegangen ist. Verhungerte Hunde findet er an ihren Ketten vor den Häusern, und in den traulichen Stuben liegen die Singvögel tot in ihren Käfigen. Auf dem Gottesacker sieht er ein kleines offenes Grab, in einem Hause ein leeres Sarglein und in einem Zimmer ein Kind, „blühend in roter Verwesung, aber mit verblichenen Rosen um das Köpfchen.“

Seltzam mit einer halb traulichen, halb gespenstischen Poesie wirken in all den verlassenen Häusern die Reste des eben vergangenen Weihnachtsfestes. „Die Christbäume trugen noch ihre kurzen Winterblüten und Wachslichterchen und ihre künstlichen Goldfrüchte, und auf den Tischen lagen die frohen Geschenke ausgebreitet, womit das spielende Alter die spielende Kindheit ergötzt; und die Wiegen waren hochgebetet, weil die Kinder entflohen waren.

Nun kam der Heldenjüngling in das öde Haus der Braut. Kein Liebesauge blickte ihn darin an, und nur in den Spiegeln bewegte sich etwas Lebendiges. Verlorene Kleider und Briefe bedeckten den Boden mit fremder Wildnis, und am offen gelassenen Saitenspiel lagen die aufgeschlagenen Lieder der Trauer noch. Alle Blumenstücke der Vergangenheit waren ausgewischt oder nur die leeren Seiten vorgekehrt, und nur der leise durchsichtige Würangel des Menschenglückes durchwehte und bewohnte allein die geschmückten Zimmer.“

Da regt sich plötzlich doch etwas Seltsames in den einsamen Zimmern: wie die ganze Stadt stumm steht, hebt auf einmal die langlaufende Flötenuhr im Zimmer aus und beginnt ihr mechanisches Lied: „Freut Euch des Lebens!“ —

Mit wie rührender Zartheit und welch' wuchtiger Kraft ist hier die ergreifende Poesie jener Gegensätze dargestellt, die uns immer wieder bei großen Unglücksfällen begegnen und erschüttern: Die Zeugen des eben noch in tausend Winkeln blühenden Lebens und bürgerlicher Behaglichkeit stehen noch unmittelbar neben der majestätischen, todesstarrten Größe des Unheils, das wie ein Sturmwind plötzlich und unvermutlich hereinbrach. Wie oft mögen den fühlenden Herzen unserer Soldaten solche tiefergreifende Bilder an den Grenzen des Vaterlandes und im Feindeslande begegnet sein; wie oft mögen sie dabei der lieben Heimat gedacht und im Herzen gebetet haben, daß ein Engel in diesen Kriegsgewittern sie behüten, und daß jede Schlacht weit an ihr vorüberziehen möge; — wie mancher aber, den der Kriegausbruch hinaustrieb aus der Heimatstadt, mag die Stätte verwüstet, öde und leer wiederfinden, an der im Vaterhause ihm eben noch das traulichste Glück des Lebens blühte.

Und wahrlich! Nicht immer ist dem das schlimmste Los beschieden, der hinausziehen muß zum Kampf. Wie oft sind die Leiden der Daheimgebliebenen noch viel unerträglicher. Die fürchterliche Ungewißheit über das Schicksal des Geliebten draußen, über das Los des Vaterlandes, die Furcht vor dem Eindringen der Feinde, drohende Not und ungestillte Sehnsucht zermürben die bangende Seele des liebenden Weibes, der Braut, der verlassenen, hilflosen Mutter oft mehr als den Soldaten der Höllenlärm der Schlachten. Ja, wenn noch schwere Schicksalsschläge dazukommen, kann sich all der verhaltene Jammer wohl zur hellen Verzweiflung und zum Wahnsinn steigern.

Solch' ein Schicksal schildert unser Dichter in der Leidensgeschichte einer Jungfrau, die alles, was ihr teuer und lieb war im Leben, in das Kriegsfeuer mußte ziehen lassen: zwei Brüder und den Bräutigam. Furchtbare, unheil kündende Träume foltern die Unglückliche von den ersten schrecklichen Nächten banger Erwartung an. — Ungelesen und ungeheilt bluten die Wunden der Verlassenen daheim im innersten Herzen, und die Kugeln des Schlachtfeldes gehen durch ihre Herzen, auch wenn die Geliebten draußen vor dem Feinde nicht von ihnen getroffen werden. Ein großer Schmerz nur ist die Zeit für sie, und wenn sie gar die Durchzüge des Feindes erleben müssen, dann schneidet jede Waffe, die für die Ihrigen im Felde geschliffen ist, wie ein Schwert durch ihre Seele. — Nach vielen bangen Tagen erhält die Jungfrau die Nachricht, daß der älteste Bruder an den Überanstrengungen des Feldzuges gestorben sei. Noch gibt sie trotz des tiefen Schmerzes die Hoffnung für die Rettung der beiden anderen nicht auf, — aber bald schon trifft die Kunde ein, daß auch der zweite Bruder ihr verloren und in der Schlacht gefallen sei. Nun fällt sie ganz in hoffnungslose Trauer, ihr Geist umnachtet sich, und sie ist fest überzeugt, daß auch der Geliebte schon dahin sei, dessen blutende Gestalt ihr jeder Traum im kurzen Schlummer vorgaukelt. Seltsamerweise schläft sie nur bei Tage; und ihr Stöhnen,

ihre Wehrufe und ihre Gesichtszuckungen zeigen den Ihrigen, welche schrecklichen Gesichte sie peinigen. In der Nacht erzählt sie dann entsetzt sich selbst oder den Anwesenden ihre gräßlichen Träume und sieht die Dahingeshiedenen oft leibhaftig vor sich. Am schrecklichsten aber ist es ihr selbst, daß beim Andenken an den Geliebten die Träume versagen, und daß sie nur mit heißtrockenen Augen der Tiefe ihres Schmerzes nachsinnen kann.

Da kehrt der Bräutigam plötzlich in blühender Gesundheit aus dem Kampfe heim. Er ersinnt ein wunderfames Heilmittel für die Wahnsinnige: Die Macht der Musik ruft er zu Hilfe; und als sie an einem herrlichen Sommerabend vor Sonnenuntergang erwacht, klingen Flöten, Harfen und Singstimmen in das mit Blumen geschmückte und von Schmetterlingen umgaukelte Schlafzimmer. Da löst sich die wilde, heißtrockene Starrheit des hoffnungslosen Schmerzes allmählich in sanfte Wehmut auf, und ein unaufgehaltener Strom von Tränen befreit die aufatmende Seele von den eisernen Banden des Wahnsinns. Als die Sonne versunken ist, ruft sie den Namen des Geliebten und sagt: „Ich halte deine Hand in meiner!“ Da tritt er selbst vor sie hin, legt wirklich ihre Hand in die seine, — sie blickt eine Weile starr in's Abendrot, dann auf die Mutter und den Geliebten vor ihr — hört die sanften Flöten — lächelt unter strömenden Tränen und sinkt dem Bräutigam an die Brust, — sie ist gerettet und genesen! —

Sind aber wirklich die Frauen und Mädchen daheim nur den Leiden des Krieges widerstandslos unterworfen? Können sie wirklich nicht mit Hand anlegen bei dem gewaltigen Werke, wozu ihr Herz sie treibt? O, ganz gewiß! Und niemals ist dies herrlicher, überwältigender und ergreifender hervorgetreten als gerade in diesem Kriege, der wohl der grausamste von allen draußen im Felde, wo die Wunden geschlagen werden, genannt werden kann, — der aber gewiß auch der menschlichste und erbarmungsreichste ist von allen in alten und neuen Zeiten: nämlich daheim und hinter der Feuerlinie, wo die Wunden geheilt werden. Wer diese erschütternden und hinreißenden Tage miterlebt hat, der wird wohl dereinst, wenn er Kindern und Enkeln erzählt vom Sturm dieser Zeiten, nicht wissen, ob er zuerst von den ungeheuren Flammenzeichen der Schlachten und Siege reden soll oder von dem ungeahnten Strom der Liebe und Barmherzigkeit, der plötzlich in breiten Wogen durch alle Gaue der Heimat floss, von dem unermüdeten Liebeswerke deutscher Frauen, das Tausenden von Kämpfern so erquickende Stunden des Glückes und so herrliche Erinnerungen fürs ganze Leben gab, daß sie die Wunden und die Schmerzen preisen, die sie in die milden, gütigen Hände erbarmender Liebe führten. Wer wird das Leuchten dankbarer Liebe in den Augen der Abertaufende vergessen, die in diesen Tagen mit zerschossenen Gliedern durch alle Städte und Dörfer wandeln; — wem werden die Bilder je in der Erinnerung verblässen, als die Mädchen mit frohem Gruße den jubelnden Truppen in jedem bekränzten Zuge Labung reichten bei der Ausfahrt ins Feindesland, oder als sie die Ermatteten und Verstümmelten bei der Heimkehr erquickten und stützten und ihre Verbände erneuerten? Ein Denkmal, wie es kein irdischer Künstler schaffen könnte, haben die deutschen Frauen unserer

Tage sich aufgerichtet, das ewig dauern wird im Herzen des ganzen Volkes, und das die Werke deutscher Frauengüte würdig neben die Taten des Mannesmutes stellen wird in den Blättern der Weltgeschichte.

Nur was vor hundert Jahren Deutschlands Frauen in den Ungewittern der Freiheitskriege leisteten, kann überhaupt mit den Werken unserer Tage verglichen werden. Und so klingen denn wieder wie eine Offenbarung die tief empfundenen Worte unseres Geistersehers aus gleichgesinnter und verwandter Zeit herüber, die er dem Preise erbarmender Frauenliebe im Kriege gewidmet hat: „Wie habt ihr geopfert, ihr edeln deutschen Frauen, ihr Würdigen eures Vaterlandes und eurer Vorzeit! Ihr habt euch nicht bewaffnet, sondern, — was schwerer ist, — entwaffnet und euren Schmuck geopfert, damit er zur männlichen Waffe wurde. Ihr habt nicht, — was leichter ist, — Wunden geschlagen, sondern Wunden gepflegt, und eure über fremde vergessen. Nie werde es von den deutschen Männern verkannt, wie deutsche Weiber, ihnen gleich, den ältesten Ruhm erneuerten, und zwar nicht auf dem Felde der Wehre, des Ungeflüms und der Gewalt, sondern in den Wohnungen des Friedens, mit dem milden Angesicht und mit opfernder Liebe für männlichen opfernden Zorn. Gleichsam, was die Männer angefangen, das alte hochherzige Deutschtum, das haben die Frauen zu vollenden und zu runden gesucht, wie etwa vom Evangelisten Lukas an ein Christusbild die erste Hand gelegt wurde, von den Engeln aber die letzte.“

Neben dem zürnenden Engel mit dem Flammenschwert stand heute herrlicher noch wie einst vor hundert Jahren auch der lächelnde Engel mit der Palme des Friedens!

Die Schmerzen der furchtbarsten Wunden des Krieges, den Gipfel menschlichen Jammers hat er einmal zusammengefaßt in einer grauenhaft wilden und doch innig empfundenen Phantasie vom „Tod eines Engels.“ Der milde, allliebende Engel der letzten Stunde des Menschenlebens will selbst einmal empfinden, welche Schmerzen und Leiden der Mensch ertragen muß, ehe die Todesstunde mit ihrer sanften, heiligen Erlösung naht. Darum senkt er sich zur Erde auf ein Schlachtfeld in der Nacht nach dem Kampfe und schlüpft in den Körper eines Jünglings, der nach entsetzlichen Verwundungen die Stunde des Todes stöhnend erwartet. Die Geliebte hatte ihn unter den Opfern des Grauens gefunden und hält den zuckenden Körper noch in verzweifelter Liebe umfassen, während der vor Schmerz umnachtete Geist des Jünglings sie schon nicht mehr erkennen kann. Furchtbar reißen plötzlich Hunger, Durst und Schmerz, bisher ganz unbekannte, entsetzliche Empfindungen, in der verwundeten Brust des Engels, und sein erster Atemzug ist ein Seufzer nach dem verlassenen Himmel. Dumpf und schwer verwirren sich wie dampfendes Feuer allmählich alle Gedanken in seinem Hirn. Er sinkt unter der Überlast der grauenhaften Eindrücke in Schlaf, bis ihn endlich der Traum, des Todes milder Bruder, den verschwundenen Glanz des Himmels wieder vor die Seele zaubert. Aber bald erwacht er zu neuen, gräßlichen Schmerzen des Lebens, und über alles eigne Weh hinaus erlebt er noch etwas Schrecklicheres: in seinen Armen stirbt die jugendfrische, zarte Braut,

von tiefstem Seelenschmerz zermalmt, früher als er an seinen Wunden. Eine brennende Träne quillt dem Engel in die schwellenden Augen, als die Geliebte im letzten Wahnsinn vor dem Tode noch einmal die Augen bewegt, ihn an's Herz zieht, zu ihm sagt: „Nun bin ich bei dir, mein Bruder“ — und dann im letzten Kusse stirbt. — Da ergreift den Engel der furchtbare Gedanke: wie können die Menschen solche Leiden alle ertragen; und ist das Leben selbst nicht in langen, langen Jahren so voller Schmerzen und Not wie die verstümmelten und zertretenen Körper auf einem Schlachtfelde? Vor der erblichen Blume der entschlafenen Geliebten, die bis in den Tod getreu gewesen, geht ihm die tiefe Erkenntnis von der weltüberwindenden Kraft der Menschenseele auf: mit all den tausend Schmerzen der zuckenden Brust erkaufen die Menschen die Sittlichkeit und den Tod! Sie blicken über allen Nebeln des Erdenlebens unverwandt nach dem „hohen Sonnenstern der Pflicht, und sie breiten die liebenden Arme aus in ihrer Finsternis für jeden gequälten Busen, der ihnen begegnet, und um den nichts schimmert als die Hoffnung, gleich der Sonne in der alten Welt unterzugehen, um in der neuen aufzugehen!“

Da hat der Engel im gequälten Heldenleib auch überwunden, süßverblutend sinkt er der Geliebten nach und kehrt als ein Wissender voll tiefsten Mitleidens in den Kreis der seligen Geister zurück.

Wohlgetane Pflicht des Mannes und erbarmende Liebe des Weibes, — das sind die Sterne, die nach dem Grauen des Kampfes den Sieg verkünden, und über den rauchenden Schlachtfeldern hebt sich der Bogen des Friedens; so wie dereinst am Morgen nach der Schlacht bei Waterloo, die den Untergang des Welteroberers und die Auferstehung der deutschen Freiheit vollendete, das sieg- und friedenkündende Himmelszeichen über allem Jammer der abgewitterten Schlacht erschien: „Als endlich statt der Mordgewehre nur noch die zerrissenen Glieder rauchten und statt der Kämpfer nur noch die Verwundeten gehört wurden, als sich nichts mehr bewegte als die Zuckung, und als der Tod sein meilenlanges, niederge schnittenes Erntefeld ansah, das Durcheinandersterben der Menschen und Tiere auf einem Lager: da erschien im Morgen ein Regenbogen, als wollte der Himmel die blutige Erde mit dem linden Verbande aus Farben umschließen. — Für die brechenden Augen war der Ehrenbogen im Morgen hingestellt mit seinen Blumenfarben und mit dem Himmelblau und mit dem Erdengrün und mit dem Morgenrot; der Siegeskranz, vom Himmel gereicht und halb von der Erde verdeckt, der halbe Zirkel der Ewigkeit, in welche das Herz zieht, wenn es sich verblutet hat. Und wie vormals nach der Sündflut der erfreuliche Bogen als Zeichen der künftigen Verschönerung gegeben wurde, so stand er nach einem so langen Blutregen über Europa als ein Friedensbote am Himmel, daß nun aufhören werde das Vertilgen der Menschen und die Ebbe und Flut des vergossenen Bruderblutes. Deutet das himmlische Zeichen nie anders, ihr Könige!“